

I N F O ffene
A rbeit
S e nioren der Stadt Wiehl

Zeitschrift von Senioren für alt und jung 😊 26. Jahrgang – Ausgabe 2 | 2023



Evangelische Kirche Wiehl



Inhalt	Seite
Zum Titelbild	3
Angenommen	4
Der Nonnenaufstand von Potiers - Teil 1	5
Raten Sie mal	7
Der Koffer	8
Meine Altvorderen	9
Was ist eine Oma ?	10
Tag gegen den Schlaganfall	11
Das Kind hat zu viel Fantasie...	13
Die Geschichte der Kartoffel	14
Die kleine Kartoffel	15

Impressum

Herausgeber:

Stadt Wiehl
OASE (Offene Arbeit für Senioren)

Redaktion:

Brigitte Brandl, Jürgen Brandsch-
Böhm, Dagmar Frensch, Ellen Keller,
Manfred Merck, Ingrid Pott

Redaktionsleitung:

Elke Bergmann

Redaktionsanschrift:

-OASE- Stadt Wiehl
Homburger Straße 7
51674 Wiehl
Tel. 02262/6928876
Fax 02262/6918918
www.wiehl.de
oase@wiehl.de

Redaktionsschluss: 03.07.2023

Layout & Druck:

Welpdruck GmbH
Tel. 022 62/72 22 -0
www.welpdruck.de

Titelbild:

Ursula Michel

Nächste Ausgabe: 28.08.2023

Auflage:

800 Stück – erscheint vierteljährlich – kostenlos.
Liegt aus: im Rathaus, Sparkassen u. Volksbanken,
im Johanniter-Haus Wiehl, bei verschiedenen
Ärzten u. Apotheken, im HausNr7 (OASE-
u. BieNe-Treff Bielstein), in den evangelischen
Gemeindehäusern Marienhagen, Oberwiehl,
Drabenderhöhe u. Weiershagen, der Ev. Kirche
Oberbantenberg u. Bäcker Kraus Oberbantenberg.
Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge
zu kürzen. Diese geben die Meinung des jeweili-
gen Verfassers wieder, nicht die der Redaktion.

**Die Redaktion dankt allen, die durch Beiträge,
Anregungen und mit guten Ratschlägen zum
Gelingen der „Info-OASE“ beigetragen haben.**



Drucken ist ...

PAPIER BESONDERS MACHEN



DAS LEBEN BUNTER MACHEN





Die Kirchentüren der evangelischen Kirche in Wiehl

Die wechselvolle Geschichte der evangelischen Kirche in Wiehl begann vermutlich ca. 700 Jahre n. Chr. mit dem Bau einer Holzkapelle, genau da, wo heute noch unsere Kirche steht mit ihrem mehr als 1000 Jahre alten Kirchturm. Mit seinen 56 m Höhe prägt er das Stadtbild.

Mit Veränderungen sind Konflikte verbunden, auch damals, als das Christentum mit der Errichtung einer kleinen Holzkapelle in Wiehl seinen Einzug hielt. Denn 70 Jahre später wurde die Kapelle von heidnischen Sachen niedergebrannt. Erst um 1000 entstand ein steinernes Chorgebäude, das 100 Jahre später durch ein nach Westen ausgerichtetes Kirchenschiff vergrößert wurde. Das Christentum wuchs unaufhaltsam und damit verbunden auch die christlichen

Gemeinschaften. 1131 bekam die evangelische Kirche den Status einer Taufkirche und wenig später wurde der Kirchturm errichtet. Von weither sichtbar, zeigt er auch heute noch den Gläubigen den Weg zu Kirche.

Die jahrhundertealte Kirchengeschichte ist geprägt von Zeiten des Aufbruchs, von Zeiten der Erstarrung, denen Zeiten der Erneuerung folgten, allen voran die Reformation im 16. Jahrhundert. Nach langem Ringen um den rechten Weg setzte sich 1605 in Wiehl die reformierte Kirche durch.

Einzig und allein die beiden Kirchentüren sind ihrem Ursprung treu geblieben. Zwar ist ihr Alter amtlich nicht belegt, aber Türbeschläge und Schlösser deuten darauf hin, dass die Türen so alt sind

wie die Anfänge unserer Kirche. Auf den Spuren ihrer Geschichte begab sich die Schreinerei Nierstenhöfer aus Oberwiehl, die vor ca. 4 Jahren die ehrenvolle Aufgabe bekam, die Türen so wieder herzustellen, wie sie ursprünglich waren. Mit Unterstützung der Achsenfabrik Kotz begab sich die Firma ans Werk und es ist gelungen. Die 3 Eingänge zum Osten wurden von Farbe und Isoliermaterial befreit und die Stuckarbeit in den Bögen der Eingänge zum Teil erneuert. Dagegen war die Restaurierung des Westeingangs wesentlich aufwändiger. Die Tür musste komplett runderneuert werden. Das war nur möglich mit dem mehrere 100 Jahre alten Holz von der Firma Kotz, das der Tür wieder ihren alten Glanz verleiht. Nein, nicht ganz: Erst mit Hilfe des Denkmalschutzes und einer Glaserei, die Erfahrung hat im Restaurieren alter Scheiben, konnte das Glasfenster mit dem Pelikan auf dem Nest als Symbol der Nächstenliebe, wieder in seinen Urzustand versetzt werden.

Trotz intensiver Bemühungen fand ich keine Literatur über die Türen unserer evangelischen Kirche. Schade, denn das alte Gebäude hat nicht nur einen Kirchturm, eine Orgel und wunderschöne Fenster, sondern auch zwei geschichtsträchtige Türen, die es wert sind, ausführlich beschrieben zu werden. Wer mir umfangreich über beide Türen erzählen konnte, war Herr Nierstenhöfer. Er hat sich lange erfolgreich um die Schönheit dieser Türen bemüht. Für seine Unterstützung sage ich danke.

Ingrid Pott

Quelle:
Werden und Wachsen der Ev. Kirchengemeinde Wiehl



Die evangelische Kirche in Wiehl



Angenommen

Zu meinem Vergnügen entdeckte ich kürzlich in einem cartoon-strip eine typische Vertreterin meines Kölner Vororts. Die Dame schminkte sich sorgfältig, behängte sich liebevoll mit Schmuck – und verlangte solchermaßen aufgetakelt 500 Gramm Gehacktes bei ihrem Fleischer.

Eine ihrer Schwestern sprach gestern auf unserem Marktplatz alle Passanten an, ob sie ihr fünf Euro für die Parkuhr wechseln könnten. Auch ich war dazu nicht in der Lage, fragte, wieviel sie brauche und gab ihr die benötigten zwei Euro: „Schenk' ich Ihnen – weil die Sonne scheint.“ Sie war auch dann noch entrüstet, als ich meinte, sie könne dafür doch mal jemand anderem aushelfen. Auf meinem Weg zur Haltestelle rannte sie mir nach, rief voller Empörung: „Dann nehmen Sie wenigstens die Eins Fünzig!“ und drückte mir die Münzen in die Hand.

Noch lächerlicher war einmal die Situation in meinem Supermarkt: In der Kasse gab es kein Kupfergeld, und der Dame vor mir in der Schlange fehlten zwei oder drei Cent. Es war ihr entsetzlich peinlich, als ich sie ihr schenkte, und sie wollte sich mit 10 Cent revanchieren, die ich lachend ablehnte. Ironischerweise fehlte mir dann ebenfalls ein Cent, und der Herr hinter mir in der Schlange grinste spitzbübisch: „Darf ich Ihnen einen Cent anbieten?“

Das hätte der Anfang einer wunderbaren Kette sein können, und beim Verpacken unserer Einkäufe rätselte ich mit diesem Herrn, wieso es manchen Menschen so schwer fällt, etwas anzunehmen – noch dazu Kleinigkeiten. Diese Dame hatte sich wegen ein paar Cent zutiefst in ihrer Ehre verletzt gefühlt – dabei gibt es in vielen Läden Gläser mit Kupfergeld an den Kassen, wo man sich in solch einem Notfall bedienen kann.

Seit gestern überlege ich jedoch, ob ich mich vor einigen Jahren nicht ähnlich verhalten hatte wie diese beiden Damen, und sie also nicht verspotten sollte. Zur Landesgartenschau in Leverkusen hatten eine Bekannte und ich uns erfrischend früh an einem Sonntagmorgen eingefunden, um den Massen zuvorzukommen. Das bedeutete aber auch, dass ich in beträchtlicher Entfernung vom Eingangsbereich, wo sich die Fressbuden konzentrierten, nichts zu essen fand – und ich bin alle drei Stunden hungrig! Beim Anblick eines Kölsch-Standes wurde meine Hoffnung auf Essbares genährt, doch dort teilte man mir grinsend mit, dass es noch



zu früh sei. Allenfalls in einer Stunde könne ich mich auf Frikadellen und belegte Brötchen freuen. Von wegen Morgenstunde – für mein Zahngold im Munde gab es nichts zu beißen, und ich jammerte verzweifelt. „Möchten Sie ein Butterbrot?“ ertönte da eine Engelsstimme neben mir. „Ist das Ihr Ernst?“ fragte ich die dazugehörige Dame verblüfft, doch sie öffnete schon eine Plastikdose mit zwei wunderbaren, dick mit Käse belegten Broten, von denen ich mir eins nehmen durfte. „Mit Liebe geschmiert“, fügte sie lachend hinzu – und ließ sich noch nicht einmal ihre Cola von mir spendieren. Ich betonte ein weiteres Mal, dass sie gewiss in den Himmel komme, weil sie mir das Leben gerettet hatte, und sie setzte sich zu ihrer Familie auf eine Bank.

Während ich das leckere Brot genoss, überlegte ich, womit ich meiner Retterin eine Freude machen könnte, und wühlte nach dem Steinherzen, das ich immer bei mir trage. Als ich mich umdrehte, war die Bank jedoch leer, und ich konnte mich noch nicht einmal von und mit dem Herzen bedanken.

Anscheinend können wir wirklich nichts annehmen, ohne uns sogleich revanchieren zu wollen. Zwar habe ich das Käsebrot genossen und mich nicht so gewehrt wie die beiden Damen gegen die lächerlichen Geldbeträge, doch auch mir erschien ein herzliches „Dankeschön!“ zu dürr. Allerdings wollte ich eine Freude mit einer anderen aufwiegen und nicht eine vermeintliche Schuld abtragen. Letztlich ist diese Haltung jedoch genauso vermessend.

Wie können wir also lernen, uns einfach nur über eine Freundlichkeit zu freuen und sie anzunehmen?

Dagmar Eckermeier



Der Nonnenaufstand von Poitiers – Teil 1

Gleich vorab: Ist das nicht ein herrlicher Titel? Glauben Sie mir, es ist auch ein herrliches Thema! Wenn Sie sich mit dem Frühmittelalter auskennen, werden Sie vielleicht schon von der Geschichte gehört haben, wenn nicht, lassen Sie mich Ihnen eine der skurrilsten Episoden vorstellen, die das Frankenreich des 6. Jahrhunderts zu bieten hatte – und das ist immerhin das Jahrhundert der Bruderkriege und der Königinnen Brunichild († 613) und Fredegunde († 596/597), die vorzustellen ich ja bereits das Vergnügen hatte.

Wir befinden uns also im 6. Jahrhundert, genauer gesagt im Jahre 589, in Poitiers, einer Stadt im Westen Frankreichs, auf halber Strecke zwischen Caen ganz im Norden und Lourdes ganz im Süden, rund 180 km von der Atlantikküste entfernt. Hier spielte sich der Skandal ab, der nicht bloß einige Nonnen, sondern auch Bischöfe und ihre Gesandten, Grafen und zwei Könige betreffen sollte. Der einzige ausführliche Bericht stammt aus der Feder Gregors († 594), des

Bischofs von Tours, der nicht nur Zeitgenosse, sondern auch auf verschiedene Arten persönlich in die Sache involviert war. Das macht seinen Bericht natürlich nicht unparteiisch.

Zum ‚Nonnenaufstand‘ ist bereits sehr viel geforscht worden und es gäbe mehr zu sagen, zu fragen und zu diskutieren, als diese Zeitung Seiten hat, darum beschränke ich mich hier (fast) auf eine reine Nacherzählung dessen, was Gregor berichtet. Der Bischof von Tours, der mit seinen ‚Zehn Büchern Geschichte‘ eine der wichtigsten Quellen verfasst hat, die aus dem 6. Jahrhundert auf uns gekommen ist, erzählt folgendes: Im Jahre 589 brach in einem Frauenkloster in Poitiers ein Aufstand aus. Es war nicht irgendein Kloster, sondern die Gründung der zwei Jahre zuvor verstorbenen Ex-Königin Radegunde († 587). Radegunde hätte ihrerseits einen eigenen Artikel verdient, hier aber nur die Kurzversion, weil ohne ihre Rolle die ganze Geschichte nicht zu verstehen ist. Radegunde war eine gebürtige thüringische Prin-

zessin und zu Beginn der 530er Jahre ins Frankenreich gekommen, nachdem das Thüringerreich in den Kriegen mit dem Geschlecht der fränkischen Merowinger untergegangen war. Radegunde war zwar eine Geisel, doch erhielt sie eine gute Ausbildung und heiratete schließlich Chlothar I. († 561), einen der merowingischen Teilkönige und Sohn Chlodwigs I., der das Frankenreich um das Jahr 500 herum geeint und vergrößert hatte und schließlich zum katholischen Christentum übergetreten war. Chlothar, der in Gregors Erzählung ausgesprochen grausam erscheint, wurde also der Ehemann Radegundes.

Von anderen Frauen hatte Chlothar bereits einige Söhne, doch blieb die Ehe mit Radegunde kinderlos. Irgendwann hatte die Königin gründlich die Nase voll von Ehemann und Hof – was wahrscheinlich damit zu tun hatte, dass Chlothar ihren Bruder hatte töten lassen – und verließ beides, um sich erst diversen karitativen Tätigkeiten zu widmen und schließlich das Kloster in Poitiers zu gründen. Letzteres tat sie mit Chlothars Hilfe, man scheint sich also arrangiert zu haben.

In diesem Kloster der sehr schnell als Heilige geltenden Radegunde ging es gut zwei Jahre nach dem Tod der Gründerin rund. Gregor zufolge geschah das, weil „der Teufel das Herz der Chrodechilde verführte, die sich weiland König Chariberts Tochter zu sein rühmte“. Charibert I. († 567) war einer der vier überlebenden Söhne Chlothars gewesen, aber bereits einige Jahre vor dem Aufstand verstorben, woraufhin seine drei Brüder sein Reich unter sich aufgeteilt hatten, da Charibert



Grab der heiligen Radegunde in Poitiers.



keinen männlichen Erben hinterlassen hatte. Seine Tochter Chrodechilde beanspruchte Gregor von Tours zufolge nun das Amt der Äbtissin in Poitiers, versammelte einige Nonnen hinter sich und verließ mit ihnen das Kloster. Sie wollte zu den Königen, ihren Verwandten, gehen, und dafür sorgen, dass die amtierende Äbtissin Leubowera abgesetzt werde. Ihre erste Station war Tours, wo Bischof Gregor sie in Empfang nahm, sie aber eindringlich ermahnte, nach Poitiers zurückzukehren. Er bot Chrodechilde sogar an, mit ihr gemeinsam vor den zuständigen Ortsbischof Marowech zu treten und die Klagen gegen die Äbtissin zu untersuchen, doch Chrodechilde weigerte sich. Mit Marowech von Poitiers hatte bereits die heilige Radegunde in Streit gelegen. Entzündet hatte sich der Konflikt, als Radegunde ein Stück des heiligen Kreuzes aus Konstantinopel erhalten hatte. Als es in Poitiers angekommen war, hatte Marowech, dessen Aufgabe es eigentlich gewesen wäre, die kostbare Reliquie in einer feierlichen Prozession ins Kloster zu führen, sich geweigert, die wichtige Handlung zu vollziehen. Seitdem war das Verhältnis offenbar nicht bedeutend besser geworden. Das größte Problem für Marowech war wohl, wie der Historiker Georg Scheibelreiter zeigen konnte, dass die ehemalige Königin Radegunde seine Autorität als Ortsbischof nicht sonderlich geachtet hatte. Sie hatte weiterhin gute Beziehungen zu den regierenden Königen unterhalten, die allesamt ihre Stiefsöhne waren, hatte andere Bischöfe darum gebeten, in Poitiers liturgische Handlungen zu vollziehen (was tatsächlich gegen das Kirchenrecht verstieß) und hatte auch sonst eher wie eine Königin als die einfache Nonne gehandelt, die sie ganz

offiziell war. Das Zerwürfnis zwischen den beiden war sogar so zerrüttet gewesen, dass Marowech nach Radegundes Tod einfach nicht aufgetaucht war, um die Beerdigungsriten zu vollziehen. Gregor von Tours hatte einspringen müssen, was auch für ihn eine ausgesprochen heikle Angelegenheit gewesen war, weil er mit liturgischen Handlungen außerhalb seiner eigenen Diözese immens vorsichtig sein musste, um seinen Amtsbruder nicht zu verärgern.

Chrodechilde ignorierte die Warnungen Gregors, der ihr bereits ankündigte, dass auf das eigenmächtige Verlassen des Klosters die Exkommunikation, also der Ausschluss aus der Kirche, stand. Die Königstochter war mäßig beeindruckt, ließ einige der Nonnen unter der Führung ihrer Cousine Basina, die ebenfalls mit ihr aus Poitiers gekommen war, in Tours zurück, und machte sich auf den Weg zu König Gunthram († 592), einem Bruder ihres Vaters Charibert. Sie bat ihn, ein Konzil (eine Bischofsversammlung) einzuberufen, die über den Fall der von ihr angeklagten Äbtissin Leubowera beraten und richten sollten. Dazu muss ich noch ein wenig ausgreifen, denn die Strukturen, die dem zugrunde liegen, sind nicht allzu leicht zu durchschauen. Zunächst einmal war es zu dieser Zeit gar nicht ungewöhnlich, dass der König eine solche Bischofsversammlung einberief, es war sogar gängige Praxis. Das Problem war aber, dass Poitiers im weltlichen Sinne überhaupt nicht zu Gunthrams Reich gehörte, sondern zu dem seines Neffen Childobert II. († 596). Gunthram war deshalb der erste Ansprechpartner Chrodechildes, weil Poitiers kirchenrechtlich zur Kirchenprovinz Bordeaux gehörte, die wiederum in Gunthrams Reichsteil

lag. Die Kirche hatte (und hat bis heute) ihre eigenen Verwaltungsbezirke, die Kirchenprovinzen, denen der Metropolit vorstand. Heute ist seltener von ‚Metropolit‘ und häufiger von ‚Erzbischof‘ die Rede. Die Kirchenprovinzen zerfielen wiederum in Diözesen, denen Bischöfe vorstanden. Der Metropolit war der Vorgesetzte der Bischöfe in seiner Kirchenprovinz und die Diözese bzw. das Bistum Poitiers gehörte zur Kirchenprovinz Bordeaux; der Metropolit von Bordeaux war also der Vorgesetzte des Bischofs von Poitiers. Er war auch die übergeordnete Instanz, an die alle kirchenrechtlichen Probleme, die sich nicht innerhalb der Diözese klären ließen, herangetragen werden konnten. Gunthram empfing Chrodechilde freundlich, überreichte ihr Geschenke, sandte sie nach Tours zurück ... und tat dann absolut gar nichts mehr. Vergeblich warteten die Nonnen darauf, dass die Bischöfe sich endlich zum Konzil einfanden, doch Gunthram wollte die Sache offenbar aussitzen. Für Chrodechilde war das ein großes Problem, denn bereits während ihrer Abwesenheit hatten sich einige Nonnen von ihrem Vorhaben abgewandt und geheiratet. Schließlich kehrten die verbliebenen Nonnen nach Poitiers zurück, aber nicht ins Kloster, sondern in die Kirche St. Hilarius, wo sie, wie Gregor berichtet „eine Schar von Dieben, Mördern, Ehebrechern und Menschen, die aller Verbrechen schuldig waren“ um sich sammelten. Eine Beilegung des Streits war nicht in Sicht.

Wie die Angelegenheit, die immer mehr eskalierte und die zu einem der größten Skandale des Frühmittelalters wurde, weiterging, lesen Sie in der nächsten Ausgabe.

Marieke Neuburg



Raten Sie mal

Auch wir Computer-Dienstleister sind normale Menschen. Nicht, dass Sie denken, wir mutieren mit der Zeit zu Maschinen, haben viereckige Augen oder sagen mit blechern anmutender Stimme „Sie haben Post“, wenn man uns drückt. Man muss bei uns keinen Knopf betätigen, damit wir morgens „hochfahren“ oder abends „abschalten“. Wir Dienstleister haben auch Familie, Freunde und Bekannte.

Ein ganz normaler Arbeitstag im Sommer. An diesem Dienstag hatte ich keine Kundentermine und musste mich nun endlich den nicht ganz so interessanten Dingen widmen. Mein Schreibtisch war übersät mit Rechnungen, Quittungen, Einnahmen-/Ausgabentabellen. Der frühe Vogel fängt den Wurm...! Seit 6.30 Uhr saß ich nun an den Unterlagen für die Steuererklärung. Steuererklärungen sind für mich in etwa so lästig, wie biestige kleine Stechmücken nachts im Schlafzimmer. Das Telefon klingelte und dankbar für die kleine Unterbrechung, hob ich den Hörer ab. „Hallo Daggi, ich bin´s – Uta!“ Uta ist eine langjährige Freundin und ich freute mich sehr, ihre Stimme zu hören. Wir hatten länger keinen Kontakt, weil auch Uta immer sehr beschäftigt ist. Sie ist unter anderem auch als Selbständige im Senioren-Bereich tätig. Uta und ich hatten uns viel zu erzählen. Während unseres Gesprächs schwelgten wir in Erinnerungen an Erlebnisse aus vergangenen Zeiten und berichteten natürlich auch aus unserem Leben. Irgendwann fragte mich Uta, ob ich Lust hätte, mich ca. 2 Stunden wöchentlich um eine ältere Dame zu kümmern, als „Gesellschaftsdame“. Es ging um Frau Thalheim, die nicht nur alleine lebte, sondern auch ein wenig depressiv war. Spontan sagte ich zu. Wir Freundinnen vereinbarten einen gemeinsamen Termin bei Frau Thalheim. Diese war eine lebenswürdige Frau, allerdings merkte man, wie einsam sie war. Sie freute sich, dass ich nun regelmäßig einmal pro Woche vorbeikommen und ihr etwas Gesellschaft leisten wollte. Frau Thalheim und ich gingen zusammen einkaufen, bei schönem Wetter spazieren, wir fuhren in nette kleine Cafés und ließen uns köstlichen Kuchen schmecken. Sie war einfach froh, Gesellschaft zu haben.

Frau Thalheim malte auch gerne Mandalas aus. Das machte sie richtig gut. Mandalas sind meist kreisförmige, auf die Mitte konzentrierte Bilder mit verschiedenen Motiven, die dann mit bunten Farben ausgemalt werden. Einige Vorlagen zum



Ausmalen sind im Internet zu finden und Frau Thalheim bekam sie von mir als Ausdruck mitgebracht. Wir bauten ein herzliches Vertrauensverhältnis auf und Frau Thalheim berichtete bei einem meiner Besuche: „Ich hätte ja so gerne eine Katze, eine aus dem Tierheim, die kein Zuhause hat. Eine, die nur in der Wohnung gehalten werden kann. Aber ich traue mir nicht zu, für ein Lebewesen Sorge zu tragen“. Frau Thalheims Selbstvertrauen war unübersehbar im Laufe der letzten Jahre immer weiter geschrumpft und offensichtlich am Gefrierpunkt angelangt. Wann immer ich ihre ausgemalten Mandalas ehrlichen Herzens bewunderte ... sie wiegelte auch hier stets ab: „Nein, das ist nicht gut geworden, ich kann eben nichts, gar nichts!“ Ich überlegte irgendwann angestrengt, wie man Frau Thalheim helfen könnte. Ich setzte mich bei einem Tee im Schneidersitz auf unsere Couch, schaltete mein Tablet ein, um zur Entspannung ein kleines Spiel zu spielen. Ein Spiel im Stile von „Wer wird Millionär“ oder auch ein „Wimmelbildspiel“. Meine Gedanken schweiften allerdings nochmal zu Frau Thalheim ab und im gleichen Moment dachte ich: „Ob das auch etwas für sie wäre?“ Der Gedanke ließ mich nicht mehr los und aufgeregt rief ich meine Freundin Uta an. Sie fand die Idee toll und gab „grünes Licht“ für einen Versuch. Mit meinem Tablet im Gepäck besuchte ich Frau Thalheim in der darauffolgenden Woche. Bei einer Tasse Kaffee unterhielten wir uns über die Sache mit dem Tablet. Verständlicherweise bekam sie zunächst einen riesigen Schreck und meinte: „Ach herrje...nein! So etwas kann ich nicht, ich kann nicht mit dem neumodischen Technikram umgehen und möchte so etwas auch gar nicht haben. Freundlich erklärte ich ihr: „Sie müssen gar nicht so viel über die Technik wissen, ich erkläre Ihnen ein paar Sachen und schon können Sie spielen. Sie müssen auch ein solches Gerät nicht kaufen. Ich habe es dabei und



wir spielen einfach gemeinsam.“ Neugierig blickte Frau Thalheim auf das Tablet. Ich schaltete es ein und wählte das Spiel, welches wohl jeder vom Fernsehen her kennt. Es gleicht der Sendung von Günter Jauchs „Wer wird Millionär“. Nach einer Frage tippte sie vorsichtig mit dem Finger auf eine Antwort und bediente somit ohne jegliche Vorkenntnisse ein Tablet. Die Antwort war ... RICHTIG. Immer weiter gingen die Fragen, Frau Thalheim war nun schon bei sage und schreibe „16.000 Euro“ angelangt. Es machte ihr Spaß, das konnte man sehen. Sie lachte fröhlich, als ich selber bei einer Frage aus der Kategorie „Erdkunde“ passen musste. Sie wusste die richtige Antwort. Freude über ihr eigenes Können und Wissen zeichnete eine zarte Röte in ihr freundliches Gesicht. Frau Thalheim wirkte irgendwann erschöpft und ich brach unser gemeinsames Spiel ab. Spielen soll Freude bereiten und nicht in Stress ausarten. Dankbar blickte sie mich an und fragte: „Könnten Sie das Ding beim nächsten Besuch nochmals mitbringen und kann ich dann weitermachen?“ „Ja, natürlich. Ich speichere Ihren Spielstand ab und nächste Woche machen Sie einfach weiter.“ Ich habe Frau Thalheim in unseren gemeinsamen Stunden noch nie so munter und lachend gesehen, wie an diesem Tag.

Selbstverständlich brachte ich auch in der Woche darauf mein Tablet mit. Es regnete, wir konnten nicht an der frischen Luft spazieren gehen, also spielten wir wieder am Tablet. Wir sind bis 64.000 Euro gekommen – virtuell, versteht sich. Aber für Frau Thalheim war es ungemein wichtig zu sehen, dass sie sehr wohl etwas kann. Auch die kleinen Wimmelbildspiele hat sie in der folgenden Zeit zunächst mit Skepsis betrachtet, dann aber mit wachsender Begeisterung gespielt. Man glaubt es nicht: Frau Thalheim hat sich ein eigenes Tablet gekauft, ich habe ihr diese Spiele darauf installiert und sie spielt seither auch ganz alleine. Oh – ich darf noch erwähnen, dass Frau Thalheim seit ein paar Monaten einer wunderschönen Katze mit langem, weißem Fell ein neues Zuhause gibt und die beiden „ein Herz und eine Seele“ sind.



Mein Tipp für Sie:

Trauen Sie sich ruhig an Tablet oder Smartphone heran.

Wie auch beim PC oder Laptop gilt: es beißt und kratzt nicht. Solche Spiele auf einem Tablet / Smartphone können z.B. die Wartezeit beim Arzt verschönern und machen Spaß.

Dagmar Frensch

Der Koffer

Nun beginnt wieder die Reise- und Feriensaison. Da werden die Koffer hervorgeholt – selbst der gute alte Familienkoffer kommt wieder zu Ehren. Er sieht noch schön aus: braunes Leder, solide und stabil, manchmal mit einem Messingband um den Bauch und nicht wie die heutigen Leichtkoffer mit Rundumreißverschluss. Er wird auch nicht gerollt, sondern getragen, war oft recht schwer. Mit einem „Klick“ der Daumen wurde rechts und links der Deckelverschluss geöffnet. Als der Koffer von den Großeltern gekauft wurde, gab es in Deutschland noch einen Kaiser. Der Koffer kam vollgepackt mit in die Sommerfrische, kam mit auf Geschäftsreise, fuhr mit Zug und Straßenbahn, übernachtete im Hotel. Im Krieg stand der

Koffer bereit – vollgepackt mit dem Nötigsten – bei Alarm zum schnellen Aufbruch in den Luftschutzkeller. Er überlebte den Fliegeralarm und Bombenangriffe, ging mit in die Evakuierung aus der Großstadt aufs Land. Nach dem Krieg wurde der alte Koffer wieder in die Ferien mitgenommen. Er durfte in einem VW-Käfer – extra in einem Kofferraum – mit in die Berge oder ans Meer fahren. Von letzterem kehrte er jedes Mal voll mit Muscheln, trockenen Seesternen und sandigen Kleidern zurück.

Mit den Jahren fand die Familie den Koffer altmodisch. So kam er auf den Dachboden, gefüllt mit alten Papieren und Krimskrams. Nur einmal wurde er noch mitgenommen auf eine Flugreise. Da fanden ihn die jungen Leute an der Gepäckabfertigung so attraktiv nostalgisch, dass sie ihn

haben wollten. Die Familie aber befand, der Koffer sei inzwischen unmöglich, man müsste sich mit dem alten Ding schämen. So stand er nur herum, versperrte den Weg. Man überlegte, was man mit dem treuen Begleiter machen sollte. Ihn zum Sperrmüll zu geben brachte man nicht übers Herz. Schließlich fand man eine Lösung: Der Koffer wurde dem Theater geschenkt, kam in die Requisitenkammer und vielleicht in einem passenden Stück zu neuen Ehren. Auf jeden Fall wünscht ihm seine Familie einen angenehmen und interessanten Lebensabend.

Brigitte Freimann

(Quelle: „gut gehalten“)





Meine Altvorderen

In der Winterzeit hatte ich mir die nächste Aufräumaktion vorgenommen. Es war das oberste Fach im hohen Bücherschrank. Dort lagern die vielen Unterlagen, Zusammenstellungen und Bücher der Ahnenforschung, die ich vor etlichen Jahrzehnten zusammen mit meinem Vetter Rolf Merck begonnen hatte. Auslöser waren die Aussagen unserer Eltern/Großeltern und durch die Generationen hindurch, dass unsere Familien aus der darmstädtischen hessischen Linie stammen, wo es zwei Brüder gegeben hätte. Der eine sei Förster und der andere Apotheker gewesen. Unterstützt wurde diese Aussage durch den Hinweis meines Veters zweiten Grades, dass sein Großvater noch zum Sippentreffen nach Darmstadt eingeladen worden sei.

Nun, das herausgefundene Material ist sehr umfangreich, denn es gibt Geschwister, Nebenlinien, ältere und jüngere Abzweige usw. Damit die Sache nicht unübersichtlich wird, wähle ich bei der Betrachtung der Daten den direkten Weg. Was interessant ist, werde ich kurz erwähnen:

Mein Großvater, Edmund Georg Merck, wurde im September 1870 in Oberotterbach (Südpfalz) geboren. Zu dieser Zeit tobte der deutsch-französische Krieg (1870/71). Später wohnte die Familie in Weisenburg/Elsass in der Salzgasse Nr. 6. Das Haus steht heute noch. Die Familie hatte drei Söhne, Karl, geb. 1894, Edmund, geb. 1898 und Alfred, geb. 1903 (mein Vater). Beruflich hat sich mein Großvater anfänglich mit der Photographie beschäftigt, ging aber später als Weichensteller zum Rangierbahnhof Hausbergen bei Straßburg.



Im Namen des Kaisers. Der Weichensteller Edmund Merck wird hiermit als kaiserlicher Stellwerksweichensteller angestellt und bestallt. Die Verwaltung behält sich vor, das Dienstverhältnis jederzeit durch Kündigung mit einmonatiger Frist zu lösen. Es wird erwartet, dass der nunmehrige Stellwerksweichensteller Edmund Merck seiner Majestät dem Kaiser ferner treu und gehorsam sein und die ihm obliegenden Amtspflichten gewissenhaft ausfüllen werde. Straßburg, den 30. März 1911. Kaiserliche Generaldirektion der Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen.



Bild 1

In einem weiteren Schreiben wenig später wurde der Kündigungsvorbehalt aufgehoben. Da

mein Großvater auch Photograph war, entstanden etliche Familienbilder. Leider sind hiervon nur noch wenige übrig geblieben. Ein Bild zeigt meinen Großvater in der Bahnuniform mit seinem zweitgeborenen Sohn Edmund in der Matrosenuniform (Bild 1).

Dann begann der erste Weltkrieg (14/18) und das Elsass wurde wieder französisch. Alle Menschen, die sich als Deutsche fühlten, sollten das Land verlassen. Edmund blieb in Weisenburg, Karl zog zu einem Onkel nach Berlin und Alfred zu einer Schwester seiner Mutter nach Gummersbach. Die Eltern folgten ihrem jüngsten Sohn Alfred. Hier gibt es nur ein Bild meiner Großeltern. Die Großmutter selbst habe ich nicht mehr kennengelernt, sie war schon vor meiner Geburt gestorben (Bild 2).



Bild 2

Mein Großvater hatte noch vier Geschwister, die alle in Oberotterbach geboren wurden: Alfred Jakob 1862, Buchbindermeister, zog später nach Stuttgart, Karl 1865, Installateur in Weisenburg, sowie Charlotte und Sabine als Schwestern.

Von meinen Urgroßeltern weiß ich nicht viel. Er, Georg Merck, geb. 1833 in Lemberg, verheiratet



mit Louise Roos, war Lademeister und Forsthelfer in Lemberg. Beide starben 1906 in Weisenburg. Auch er hatte Geschwister.

Mein Ur-Urgroßvater war der Friedrich Christian Merck, geb. 1799 in Sobernheim, verheiratet mit Charlotte Stutz. Er war Revierförster und hatte mehrere Geschwister: Carl August Merck, fürstlicher Oberförster in Sobernheim, geb. 1801, sowie Carl, geb. 1802, Georg, geb. 1806 und Christian, geb. 1808, die ebenfalls Förster waren und später auch alle in Eusserthal gestorben sind.

Mein Ur-Ur-Urgroßvater war der Johann Georg Merck, geb. 1772 in Herbitzheim, verheiratet mit Johanna Christina Machwirth, geb. 1769 in Morschheim (Pfalz). Er war königlicher Revierförster. Beide sind auch in Eusserthal verstorben. Er 1843 und sie bereits 1831.

Der Vater des Johann Georg Merck war ebenfalls ein Johann Georg Merck, Forstmeister, geb. um 1750, verheiratet mit Katha-

rina Ulmann. Beide sind in Herbitzheim verstorben.

Ab hier sind alle weiteren Nachforschungen ohne greifbare Daten geblieben, so dass die Aufzeichnungen der Darmstädter Stammbaumlinien zur weiteren Klärung herangezogen wurden.

In den dortigen Aufzeichnungen gibt es einen Georg Friedrich Merck, geb. 1718, ohne Berufsangabe. Dieser könnte der Vater des Johann Georg gewesen sein, vielleicht auch Förster, denn zu dieser Zeit war Johann Justus, Apotheker in Darmstadt und Georg Friedrich wäre dann sein Bruder in der siebten Generation. Georg Friedrich Merck, geb. 1718, hatte außer Johann Justus noch zwei weitere Brüder, Franz Christian Merck, geb. 1732, und Johann Heinrich Merck, geb. 1741. Johann Heinrich Merck war Kriegsrat in Darmstadt und ein herausragender Literaturkritiker, Freund und Förderer Goethes.

Der Vater dieser vier Brüder war Johann Franz Merck, geb. 1687,

Apotheker in Darmstadt und dessen Vater Georg Friedrich Merck, geb. 1647, war ebenfalls Apotheker und Gründer der Hessischen Linie in der fünften Generation.

In der vierten Generation steht Georg Merck, geb. 1611. Er war Zollschreiber in Schweinfurt und hatte mehrere Geschwister.

Nun springe ich zur ersten Generation. Von Rupboden (Landkreis Bad Kissingen) wanderte einst ein Antonius Merck, geboren 1480, als Landmann und Weinbauer in das Städtchen Hammelburg. Hier starb er 1532. Sein Sohn Jakob Merck, geboren 1520 (zweite Generation), war Gerichtsbeamter in Hammelburg und starb 1579. Er hatte zwei Söhne. Einer davon war Johann Merck, geb. 1573. Er war Reichsvogt in Schweinfurt (dritte Generation). Dieser Johann Merck, geboren 1573, war der Stammvater aller von Schweinfurt ausgegangenen Linien des Geschlechtes Merck.

Manfred Merck

Was ist eine Oma?

(Aufsatz einer Grundschülerin)

Eine Oma ist eine Dame, die selbst keine Kinder hat und daher die kleinen Mädchen und Jungen von anderen Leuten liebt.

Ein Opa ist eine männliche Oma. Er geht mit den Kindern spazieren, redet mit ihnen übers Fischen und über Traktoren.

Omas haben nichts zu tun, außer da zu sein. Sie sind alt und sollten daher nicht herumtollen oder rennen.

Sie sagen nie „Beeil dich“! Meistens sind sie dick, aber nicht zu dick, um den Kindern die Schuhe zu binden. Sie müssen nicht allzu gescheit sein, es reicht, wenn sie Kinderfragen beantworten können, wie beispielsweise, warum Katzen Hunde hasen oder Gott nicht verheiratet ist.

Zum Glück sprechen sie mit einem nicht so, als ob man ein Baby wäre, wie das andere Erwachsene tun. Wenn sie uns etwas vorlesen, dann lassen sie nichts aus, und es macht ihnen auch nichts aus, wenn sie dieselbe Geschichte immer und immer wieder vorlesen müssen.

Jeder sollte eine Oma haben, besonders dann, wenn man keinen Fernseher hat, denn Omas sind die einzigen Erwachsenen, die Zeit haben.





Tag gegen den Schlaganfall

Jedes Jahr am 10. Mai 2023 findet in Deutschland der Tag gegen den Schlaganfall statt. Dieser Aktionstag wurde 1999 von der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe ins Leben gerufen.

In Deutschland erleiden jährlich rund 270.000 Personen einen Schlaganfall, wobei zu 80 Prozent Menschen ab einem Alter von 60 Jahren betroffen sind. Im Jahr nach dem Erleiden eines Schlaganfalls versterben bis zu 40 Prozent der Betroffenen und etwa 64 Prozent der Überlebenden bleiben pflegebedürftig. Generell gilt der Schlaganfall als die häufigste Ursache für im Erwachsenenalter erworbene Behinderungen.

(Dieser Text wurde von www.kleiner-kalender.de entnommen.)

Sommergedicht

Sie war ein Blümlein hübsch und fein,
hell aufgeblüht im Sonnenschein.

Er war ein junger Schmetterling,
der selig an der Blume hing.

Oft kam ein Bienlein mit Gebrumm
und nascht und säuselt da herum.

Oft kroch ein Käfer kribbelkrab
am hübschen Blümlein auf und ab.

Ach Gott, wie das dem Schmetterling
so schmerzlich durch die Seele ging.

Doch was am meisten ihn entsetzt,
das Allerschlimmste kam zuletzt.

Ein alter Esel fraß die ganze
von ihm so heißgeliebte Pflanze.

Wilhelm Busch

Schlaganfälle können zur Pflegebedürftigkeit führen – sind aber zu beinahe 70 % vermeidbar. Ein Schlaganfall ist nichts, was auf die lange Bank geschoben werden darf. Es muss sofort reagiert, der Notarzt verständigt und die richtige Behandlung eingeleitet werden. Je schneller gehandelt wird, umso geringer fallen in der Regel die Beeinträchtigungen und Langzeitschäden wie Sprachstörungen oder Lähmungen usw. aus.

Deshalb gilt bei einem Schlaganfall: ZEIT ist HIRN

Was ist ein Schlaganfall?

Unter einem Schlaganfall versteht man eine Unterversorgung des Gehirns mit Sauerstoff und Nährstoffen. Also eine Durchblutungsstörung im Gehirn, bei der Hirngewebe abstirbt. Die Ursache für die Durchblutungsstörung kann z.B. ein Blutgerinnsel im Kopf sein. Ein Schlaganfall tritt schlagartig und unerwartet auf. Andere Bezeichnungen für einen Schlaganfall wären: Hirnschlag, Hirninfarkt, Gehirnschlag, Gehirnininfarkt oder Apoplex (Apoplexie).

Symptome eines Schlaganfalls

Wie wirkt sich nun ein Schlaganfall aus? Was sind die Symptome? Die Anzeichen des Gehirnininfarkts sind abhängig von der im Kopf betroffenen Region.

Deshalb hat jeder Hirnschlag andere Anzeichen und KANN eine oder mehrere dieser Symptome und Warnzeichen haben:

- **Lähmungserscheinungen:** Halbseitige Lähmung der Beine, Arme, Hände, Füße, Taubheitsgefühl, kribbeln im Arm, Lähmungen oder Gefühls-

störungen im Gesicht, herabhängender Mundwinkel.

- **Sprachstörungen/ Verständigungsprobleme:** Wortfindungsstörung, Sprache ist abgehackt, verwaschene oder lallende Aussprache, verdrehte Worte oder Silben, der Betroffene kann Gehörtes nicht verstehen oder umsetzen.
- **Bewusstseinsstörungen:** Räumliche oder zeitliche Desorientierung, Verwirrtheit
- **Sehstörungen:** Sehen von Doppelbildern, Einschränkung des Gesichtsfeldes, vorübergehende Erblindung, verschwommenes Sehen, Schleier vor den Augen.
- **Schluckstörungen**
- **Kopfschmerzen, Übelkeit, Erbrechen**
- **Koordinationsprobleme und Schwindel:** Drehschwindel, Gleichgewichtsstörungen, Gangunsicherheiten, plötzlich auftretende Stürze, Fallangst
- **Bewusstlosigkeit**

Mögliche Folgen eines Schlaganfalls:

Neben den Komplikationen, die bei einem Schlaganfall auftreten können, sind auch die bleibenden Folgeschäden sehr beeinträchtigend. Je nach Schwere des Schlaganfalls ist es möglich, dass keine oder keine nennenswerten Folgeschäden auftreten. Aber ein Hirnschlag kann auch sehr schwerwiegende und langfristige Auswirkungen mit sich bringen.

Zu den bleibenden Spätfolgen zählen:



- Aufmerksamkeitsstörungen
- Demenz
- Depressionen
- Epileptische Anfälle
- Gefühlsstörungen
- Gehstörungen
- Gleichgewichtsprobleme
- Halbseitenlähmung
- Hörstörungen
- Inkontinenz
- Konzentrationsstörungen
- Lähmungserscheinungen
- Mobilitätsbeeinträchtigungen
- Motorische Beeinträchtigungen
- Persönlichkeitsveränderungen
- Reaktionsbeeinträchtigungen
- Schlafstörungen
- Sehstörungen
- Sprachstörungen / Sprechstörungen
- Sturzgefährdung
- Verhaltensänderungen

Schlaganfall – Erste Hilfe: Was ist zu tun?

Was Sie als Anwesender tun sollten, wenn Sie bei Ihrem Gegenüber den Verdacht auf einen Schlaganfall haben:

→ **Notruf:** Ein Schlaganfall ist ein Notfall. Deshalb unbedingt den Notrufnummer **112** anwählen.

→ **Hilfe von der Notrufzentrale:** In der Theorie weiß man vieles. Im Ernstfall sieht es aber anders aus. Man ist aufgeregt. Erklären Sie deshalb dem Notdienst, welche Symptome der Betroffene hat und fragen Sie, welche Erste-Hilfe-Maßnahmen Sie einleiten sollen bis der Rettungswagen kommt.

→ **Beruhigung:** Beruhigen Sie den Patienten. Teilen Sie ihm mit, dass der Notarzt unterwegs ist. Sorgen Sie dafür, dass der Betroffene nicht alleine ist.

→ **Lagerung:** Sorgen Sie dafür, dass die Kleidung nicht einengt. Evtl. Knöpfe öffnen. Den Ober-

körper in eine für den Patienten angenehme Lagerung bringen.

→ **Herzstillstand:** Beginnen Sie mit Wiederbelebungsmaßnahmen. Wenn der Notdienst eingetroffen ist, sollten Sie diesem alle wichtigen Arztberichte und vor allem den Medikamentenplan aushändigen.

Ursachen und Risikofaktoren für einen Gehirnschlag

Ob jemand einen Schlaganfall erleidet, hängt auch stark von den Risikofaktoren ab. Je mehr Risikofaktoren zusammen kommen, desto höher die Gefahr, dass man „vom Schlag getroffen wird“. Einige Risikofaktoren können wir selbst beeinflussen und reduzieren, andere nicht.

Wenn Sie zu der Menschengruppe mit den nicht beeinflussbaren Risiken gehören, haben Sie schon von vornherein eine gewisse Vorbelastung. Da ist es ganz besonders wichtig, dass Sie zumindest die beeinflussbaren Risiken stark minimieren.

Zu den nicht beeinflussbaren Risiken gehören:

Das Geschlecht: Statistisch gesehen erleiden mehr Männer als Frauen einen Schlaganfall. Es versterben aber auch mehr Frauen an den Folgen eines Hirninfarkts als Männer.

Das Alter: Je älter, desto anfälliger für einen Schlaganfall.

Die Genetik: Das Risiko für einen Hirnschlag ist erhöht, wenn in der Familie bereits Angehörige einen Schlaganfall hatten. Dieses Risiko ist also vererbbar.

Allerdings sind 70 % aller Hirnschläge vermeidbar. Das gibt zu denken! Da macht es doch Sinn, sich über die Risikofaktoren Gedanken zu machen und entsprechend gegenzusteuern. Diese Risikofaktoren kann jeder selbst beeinflussen:

- Alkohol im Übermaß
- Bewegungsmangel
- Bluthochdruck
- Diabetes mellitus
- Drogen
- Herzerkrankungen
- Lungenembolie (vorangegangene)
- Rauchen
- Stress
- Übergewicht
- Vorangegangener Schlaganfall

Wichtige Vollmachten und Verfügungen bei Hirnschlag

Es ist sehr wichtig, dass schon in jungen Jahren gewisse Verfügungen und Vollmachten erstellt werden. Ja, man will sich mit schwerer Krankheit und Tod nicht auseinandersetzen. Aber wenn nichts geregelt ist, kann auch nicht nach den Wünschen des Patienten gehandelt werden. Deshalb sollten ein paar grundlegende Vollmachten vorliegen:

Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht oder Betreuungsverfügung.

Gerade bei einem Schlaganfall, der eigentlich immer unverhofft kommt, müssen die Angehörigen wissen, wie es weitergehen soll.

Liegt eine Patientenverfügung vor, wissen die Angehörigen und Ärzte genau, welche Wünsche der Betroffene hat. Welchen medizinischen Maßnahmen stimmt er zu und welche lehnt er ab.

Ansprechpartner und Hilfe für Schlaganfallpatienten

Die Selbsthilfegruppe für Schlaganfallbetroffene trifft sich jeden **zweiten Montag im Monat** im OASe-Treff im Johanniter-Haus.



Das Kind hat zu viel Fantasie...

Der (nicht zu ernst zu nehmende) Beginn meiner Karriere als Schriftstellerin

Der Schriftsteller Mark Twain hat einmal gesagt: „Schreiben ist leicht. Man muss nur die falschen Wörter weglassen.“

Aber was sind die falschen Wörter? Vielleicht sollte ich mir erst einmal die Frage stellen „Warum schreibe ich eigentlich?“ Weil ich nicht singen kann? Malen kann ich auch nicht... Und handwerkliches Geschick wurde mir auch nicht in die Wiege gelegt.

Als ich zehn Jahre alt wurde, schrieb ich kleine Liebesbriefchen an den blonden Jungen, der in der Klasse eine Reihe vor mir saß. Ich glaube, so begann meine Leidenschaft – Gefühle, Empfindungen und Eindrücke in Worte zu fassen. Während meine Mitschülerinnen so banale Sätze wie „Willst du mit mir gehen?“ auf einen schmutzigen Zettel schrieben, sahen meine Briefchen völlig anders aus. „Willst du mein Prinz sein und mich auf dein Schloss entführen? Jede Sekunde meines Lebens werde ich mit meinen Gedanken bei dir sein...“ So, oder so ähnlich warb ich um die Gunst meines Auserwählten. Leider hatte der blonde Junge aus der ersten Bank so gar kein Verständnis für meine gefühlvollen Texte und ignorierte mich fortan. Ich schlug ihn mir aus dem Kopf, gab aber das Schreiben nicht auf. Als Onkel Erwin Geburtstag hatte, widmete ich ihm mein erstes Gedicht. Ich las es den Kaffeegästen laut vor, mit der richtigen Betonung natürlich.

Ich will es Ihnen nicht vorenthalten. Nur schade, dass Sie meinem Vortrag nicht lauschen konnten, es hätte sich wirklich gelohnt.

*70 Jahre, welche Wonne,
heute scheint für dich die Sonne.
Wir feiern den Geburtstag heut,
wir hoffen, dass es dich auch freut.*

Onkel Erwin war begeistert, doch die Begeisterung der übrigen Geburtstagsgäste hielt sich in Grenzen. Meiner Begeisterung Gedichte zu schreiben tat dieses Desinteresse jedoch keinen Abbruch. Es entstanden immer neue Vierzeiler, die ich wortgewandt, untermalt mit dramatischen Gesten, der staunenden Familie vortrug.

„Das Kind hat zu viel Fantasie...“, sagte meine Mutter und kaufte mir eine Blockflöte. Irgendwann, nach meinem 14. Geburtstag hatte ich eine Schreibblockade. Eine Schreibblockade ist

das Schlimmste, was einem Schriftsteller passieren kann. Ich saß vor einem leeren Blatt Papier, stützte den Kopf auf meine Hände, aber mir fiel nichts ein. Verzweifelt bastelte ich an einem Satz und verwarf ihn gleich wieder. So ging es Tag für Tag.

Irgendwann, ich war inzwischen 16 Jahre alt, las ich eine Geschichte, in der ein kleiner Hund die Hauptrolle spielte. Die Geschichte war lustig und amüsant geschrieben. Jedoch gefiel mir das Ende überhaupt nicht. Kurz gesagt – der Hund war ausgerissen und war in einem Tierheim gelandet. Dort hat ihn seine Familie schließlich gefunden. Ich setzte mich an meinen kleinen Schreibtisch und begann zunächst das Ende der Geschichte umzuschreiben. Mein Hund musste viele gefährliche Abenteuer erleben, bevor er glücklich in den Schoß seiner Familie zurückkehren konnte. Inzwischen hatte ich den kompletten Text nach meinen Vorstellungen so verändert, dass schließlich eine spannende Hundegeschichte entstand.

Die neue Geschichte schickte ich dann an eine Zeitschrift. Nach vier Wochen bekam ich einen sehr netten Brief vom Redakteur dieser Zeitschrift und einen Scheck über 10 Mark. Ich hatte es geschafft. Meine kleine Hundegeschichte wurde veröffentlicht.

Meine Mutter verkaufte die Blockflöte und erzählte stolz in der Nachbarschaft ich sei jetzt eine erfolgreiche Schriftstellerin.

Helga Licher

*Der Dichter sitzt am Tisch
und vor ihm liegt der Wisch.
Er denkt, es fällt ihm schwer,
die Fantasie macht nicht viel her.
Ihm fällt nichts ein
Im Kerzenschein,
mit Tintenfass
und Rotweinglas.
Ist wohl 'ne Schreibblockade.
Schade.*



(Marieke Neuburg)



Die Geschichte der Kartoffel

Du bist, was du isst und manchmal kann das auch gegen dich verwendet werden. Weil die Deutschen so gerne Sauerkraut essen, wurden sie im zweiten Weltkrieg von den Amerikanern „Krauts“ genannt. Heute wiederum kursiert die Bezeichnung „Kartoffel“ auf Schulhöfen, in Deuschrap-Tracks und hin und wieder auch in politischen Debatten. Die Kartoffel ist hier eine mehr oder weniger liebevoll-spöttische Bezeichnung von Deutschen mit Migrationshintergrund für Deutsche ohne einen solchen. Wir Deutschen essen die Kartoffel in so vielen Zubereitungsformen und die Kartoffel ist innen blass und außen plump und kommt etwas bieder daher.

Doch wie kam die Kartoffel nach Deutschland?

Sie ist in ihren Ursprüngen so wenig deutsch wie ein Alpaka. Sie stammt nämlich aus den südamerikanischen Anden, wo sie schon vor rund 8.000 Jahren angebaut wurde. Wie viele andere amerikanische Gemüsesorten – Tomaten, Paprika, Speisekürbisse, Gartenbohnen, Mais – schaffte sie es erst Mitte des 16. Jahrhunderts auf den europäischen Speiseplan, der vorher ziemlich öde gewesen sein muss.

Spanische Eroberer brachten die Kartoffel mit nach Europa. Unwissend wie die Europäer zu der Zeit noch sind, ist ihnen lange Zeit nicht bekannt, was die Kartoffel so besonders macht. Folglich wird sie als reine Zierpflanze betrachtet, weil sie so schön blüht. Es dauerte noch, bis sich ihre innere Schönheit durchsetzte. Die Kartoffel macht satt und ist ertragreicher als Getreide. Sie lässt sich gut und lange lagern

und muss zum Verzehr nicht noch gemahlen werden. All das sorgte für den Siegeszug der Kartoffel in ganz Europa.

Da auf dem deutschsprachigen Gebiet die Bevölkerung dem Gemüse immer noch sehr skeptisch gegenübersteht, greift der „Alte Fritz“ zu einer kleinen List, um die Menschen von der Kartoffel zu überzeugen und so die Hungersnot abzuwenden. Er lässt Kartoffelfelder tagsüber von Soldaten streng bewachen und was so streng bewacht wird, muss einen ungeheuren Wert haben. Nachts hingegen gibt er den Menschen Gelegenheit, sich über die Feldfrüchte herzumachen. So legte er den Grundstein für die deutsche „Kartoffeligkeit“.

Kartoffelernte bedeutete harte Plackerei im September und Oktober. Mit einer Forke vorsichtig die Kartoffelnester ausheben und mit der Hand die Knollen aufsammeln. Ende des 19. Jahrhunderts zogen Pferdegespanne Kartoffelroder. Das war eine große Erleichterung. Jetzt mussten die Helfer, groß und klein,

Morgens rund,
mittags gestampft,
abends in Scheiben,
dabei soll's bleiben.

(Goethe)

nur noch hinter dem Gespann die Knollen aufsammeln. Selbst Schulkinder packten mit an und die Herbstferien hießen seinerzeit Kartoffelferien. Der volle Kartoffelkeller gab die Gewissheit, ohne Hunger über den Winter zu kommen. Über 180 Kilo Kartoffeln aß jeder Deutsche noch im Jahr 1950/51. Heute sind es weniger als 60 Kilogramm. Die Kartoffel ist das optimale Nahrungsmittel aus regionalem Anbau.

Friedrich Schiller dichtete:

*Kartoffel in der Früh,
zu Mittag in der Brüh,
des Abends mitsamt dem Kleid,
Kartoffeln in Ewigkeit.*

Brigitte Brandl

Quelle: Fluter Nr. 78 Frühjahr 2021





Es war einmal eine kleine Kartoffel, sie hieß Sieglinde und wollte nicht gekocht und gegessen werden. Allein der Gedanke daran ließ sie fast verzweifeln. Ich bin zu Höherem berufen, so dachte sie und rollte immer wieder aus den Händen der Hausfrau, wenn diese in den Keller ging, um Kartoffeln für das Mittagmahl zu holen. Was bildest du dir ein, so fragten die anderen Kartoffeln, wir sind doch hier, um den Menschen als Speise zu dienen. Wenn ihr gerne geschält, zerschnitten und gekocht auf dem Teller, womöglich einer Rotznase, liegen möchtet, die dann in euch herumstochert und sagt, das mag ich nicht, na bitte. Nicht mit mir. Ich möchte leben, mein Dasein als Kartoffel genießen, etwas Besonderes sein. Ingeheim bewunderten sie Sieglinde, ließen es sich aber nicht anmerken. Nur wenige schlossen sich ihr an und machten es sich in einer Ecke der Kartoffelkiste gemütlich. Es wurde Frühling, die Hausfrau kam schon länger nicht mehr in den Keller um Kartoffeln zu holen, da es auf dem Markt schon die ersten Frühkartoffeln gab. So döste unsere kleine Kartoffel mit ihren Freunden dahin.

Die kleine Kartoffel

Eines Morgens wurde sie wach und spürte überall am Körper ein leichtes Kribbeln. Was ist das denn jetzt, so dachte sie und sah überall kleine Auswüchse herauswachsen. Den anderen Kartoffeln ging es genauso. Sie kamen in die Pubertät oder besser gesagt, sie bekamen Keime. Susi saß in der Schule in der ersten Reihe, sie hatten heute Bio. So, meinte die Lehrerin, ich gebe euch heute eine besondere Hausaufgabe. Ihr geht in den Keller und seht nach, ob ihr in der Kartoffelkiste noch ein paar alte Kartoffeln findet, wenn ja, bringt sie mit und wir legen sie in unserem Schulgarten in die Erde. Dann warten wir ab was geschieht. So kam unsere kleine Sieglinde mit ihren Freunden in die Erde, wuchs heran und bekam viele kleine und große Kinder, die alleamt zu stattlichen Kartoffeln heran wuchsen. Sie war stolz wie Oskar. Als die Kartoffeln im Herbst geerntet wurden, kam sie auf den Kompost, alt, schrumpelig, glücklich. Lieber hier zu guter Erde werden, als geschält, zerschnitten und gegessen. Dann schloss sie für immer die Augen.

Monika Schaffner

Ambulanter Pflegedienst Sandra Zeiske

Wir bieten Ihnen
ein umfangreiches Betreuungsangebot und
professionelle Pflege, durch unser freundliches, qualifiziertes Fachpersonal,
in der eigenen häuslichen Umgebung.

Ambulanter Pflegedienst Sandra Zeiske

Bechstraße 1 · 51674 Wiehl

Tel. 022 62/999 999 6

info@pflegedienst-s-zeiske.de

www.pflegedienst-s-zeiske.de





In der Region für die Region.

Ein Geldkreislauf, der gut für alle ist.

Jeder uns anvertraute Euro fließt wieder zurück in den Geldkreislauf der Region. So fördern wir nachhaltig die Wertschöpfung und Entwicklung vor Ort. Mehr zu uns als Sparkasse und zum Thema Nachhaltigkeit erfahren Sie unter [sparkasse-gm.de](https://www.sparkasse-gm.de)

Weil's um mehr als Geld geht.



Sparkasse
Gummersbach